Kamph
LGr
Pi
L.

3 1761 09620421 9

PINDAR'S

LEBEN UND DICHTUNGEN.

VORTRAG

ZUM BESTEN DER VOLKS-BIBLIOTHEK

GEHALTEN AM 18. MÄRZ 1882

IM SAALE DER LESE- UND ERHOLUNGS-GESELLSCHAFT

ZU BONN

VON

DR. EDUARD LÜBBERT,

ORDENTLICHEM PROFESSOR DER CLASSISCHEN PHILOLOGIE UND ELOQUENZ.

BONN,

ZU HABEN BEI MAX COHEN & SOHN (FR. COHEN).

1882.

PINDAR'S

LEBEN UND DICHTUNGEN.

VORTRAG

ZUM BESTEN DER VOLKS-BIBLIOTHEK

GEHALTEN AM 18. MÄRZ 1882

IM SAALE DER LESE- UND ERHOLUNGS-GESELLSCHAFT

ZU BONN

VON

Dr. EDUARD LÜBBERT,

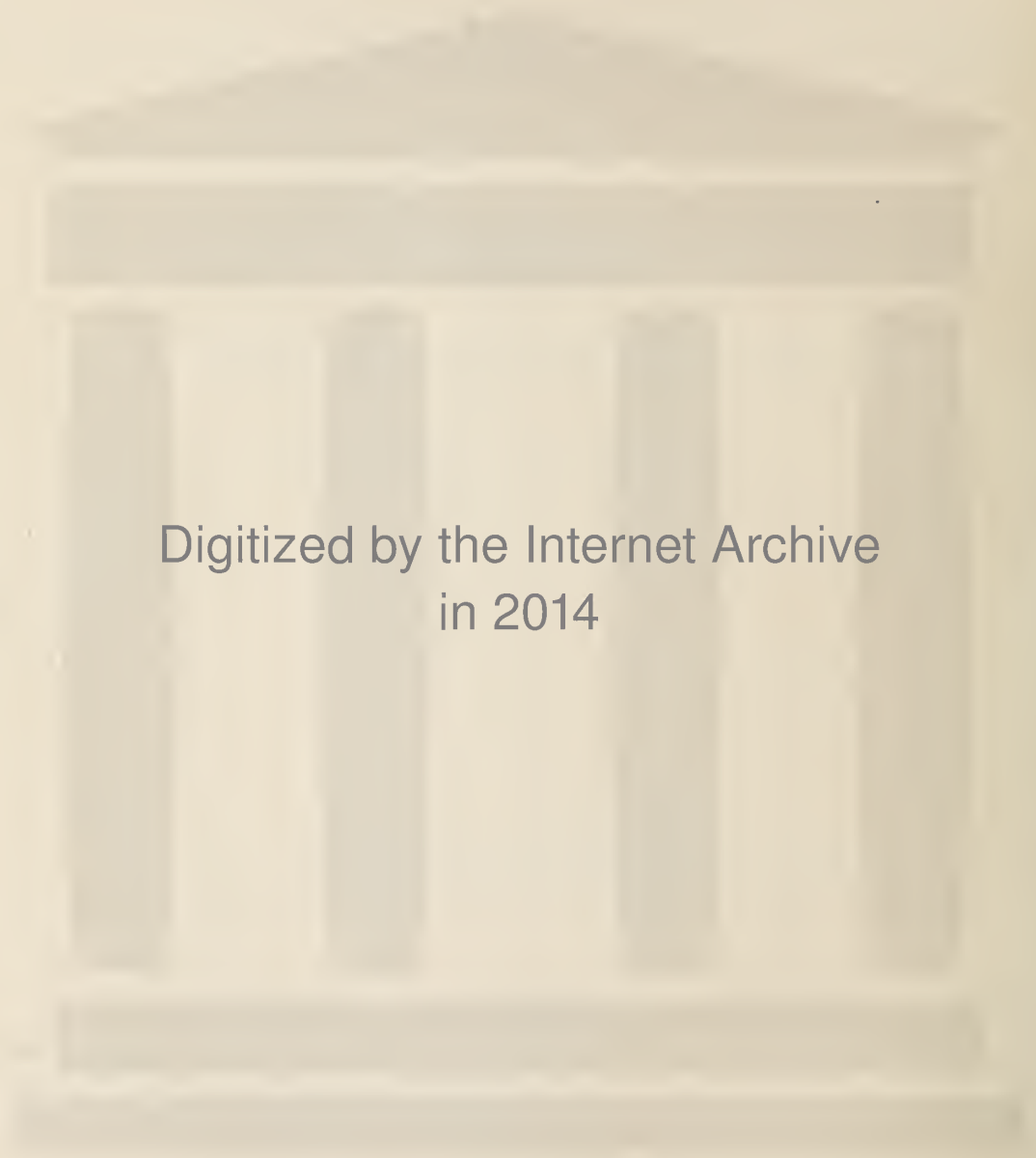
ORDENTLICHEM PROFESSOR DER CLASSISCHEN PHILOLOGIE UND ELOQUENZ.

345471
12. 1. 38.

BONN,

ZU HABEN BEI MAX COHEN & SOHN (FR. COHEN).

1882.


Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/pindarslebenundd00lubb

Hochzuverehrende Anwesende!

Es ist eine der schönsten Aufgaben des Geschichtsforschers in die geistige Werkstatt eines grossen edlen Genius einzukehren, sich von seinem Odem anwehen zu lassen, dem Triebe seines Schaffens nachzugehen, wir fühlen dann gleichsam in uns selbst die Fittiche wachsen, die uns zu einer idealen Welt emportragen. Ein solcher gleichsam als Gast aus einer höheren Welt auf Erden wandelnder Genius ist Pindar gewesen, dessen Leben in jenes schöne Zeitalter der Hellenischen Nation fällt, wo eben die Knospe dicht vor dem Sichaufschliessen zur Blüthe stand, jenem Zeitalter, welches wir im Leben der Völker, wie der einzelnen Menschen das goldene zu nennen pflegen. Es ist die gewaltige Epoche der Perserkriege, die alle edelsten Kräfte im Geist der Hellenen aus dem noch schlummernden Knospenleben zur Entfaltung gebracht hat. Pindar, der Sohn des Daiphantos und der Kleidike stammt aus dem Gau Kynoskephalai bei Theben, seine Lebenszeit, eine Laufbahn von 80 Jahren, fällt zwischen die Jahre 521 und 441. Die alten Ueberlieferungen Böotiens waren wohl darnach angethan, ein dichterisches Gemüth anzuregen. In Böotien waren in ältester Zeit Volksstämme von hoher geistiger Begabung und Cultur ansässig gewesen, die Kadmeer, die Thraker, die Minyer. Diese waren späterhin noch vor dem Troischen Kriege unter die Botmässigkeit der Böoter gelangt, welche vom Norden herabkamen und in die gesegneten Gefilde Böotiens, welches von ihnen seinen Namen erhielt, eindrangen. Die Böoter besassen nicht die geistige Elasticität der früheren Beherrscher und versanken in Ueppigkeit und eine gewisse geistige Stumpfheit; indessen waren viele von den alten Geschlechtern im Lande geblieben, mit ihren Götterculten und Priesterthümern und herrlichen Sagen. Sie blieben die unter der Asche lebendig fort und fort glühenden Funken und liessen keine Stagnation eintreten. Das ganze Land war bedeckt von den Erinnerungen jener glorreichen Vorzeit. Am Helikon blühte nach wie vor der von den Thrakern begründete Musencult, an welchen sich die Poesie des Hesiod anlehnt. Die Kadmeischen Sagen von Theben, in denen Oedipus und Antigone hervorglänzen, gehören unter die Perlen griechischer Heldensage. So lebten die alten Erinnerungen fort und blieben fruchtbare Keime. Auch Pindar selbst ist aus einem dieser alten Geschlechter, dem der Aegiden, welches zu einem Theil nach Sparta auswanderte und dort königlicher Ehren theilhaft ward. Ausserdem schien Böotien von der Natur selbst zu einem Land bestimmt, wo die Musik ihre Blüthen treiben sollte: es wuchs in den Niederungen des Kephissos das im ganzen Alterthum berühmte Flötenrohr, so schön wie nirgend anderswo. Theophrast in seiner Botanik erwähnt eine Stelle daselbst, Chytroi mit Namen, wo die beste Qualität sich vorfand und rühmt diese vor allen andern Gattungen.

Schon frühzeitig entdeckte der Vater Daiphantos und der Lehrer Skopelinus, welchem Pindar die erste Einführung in den Musikunterricht verdankte, das ungewöhnliche Talent des Knaben. Der Vater gab, um seine volle Ausbildung zu ermöglichen, den Knaben zu dem damals berühmtesten Musiker, Lasos von Hermione, in Unterricht, der sich auf einen Ruf des Hipparch nach Athen begeben hatte und noch nach Hipparchs Tode dort verweilte. Lasos ist

bekannt als der erste Schriftsteller über Theorie der Musik, ausserdem als Dithyramben-Dichter. Nach vollendeter Lehrzeit kehrte Pindar nach Theben zurück. An der Spitze der musikalisch-poetischen Bestrebungen in seiner Heimath standen damals zwei Frauen, Korinna und Myrtis; die freiere Lebensanschauung der äolischen Stämme gestattete der Frau eine viel selbständigere sociale Stellung, als bei den Ioniern der Fall war; während bei den Joniern in engherziger Weise die Frau zu klösterlicher Zurückgezogenheit und Schweigen im Männerkreise verurtheilt war, durfte sie bei den Aeoliern und Doriern ihren Geist in freiem Spiel entfalten. Auch Pindar lernte den Vortheil dieser Gleichberechtigung schätzen. Zunächst allerdings musste er als der bedeutend Jüngere die Ueberlegenheit der Frauen fühlen. Er ward mehrere Male in musikalischen Wettkämpfen, wie sie damals häufig stattfanden, besiegt. Pausanias bei einem Besuch in Tanagra sah noch im Gymnasium der Stadt ein sehr schönes Bild der liebreizenden Korinna, auf welchem sie sich selbst die Siegesbinde um's Haupt wand. Diese war der Lohn für einen ihrer Siege über Pindar. Pausanias meint, sie habe diese Siege wohl ebenso ihrer Schönheit, als ihrem engen Anschluss an den Tanagraeischen Dialekt verdankt, den Pindar als zu lokal verschmäht hatte. Korinna übrigens schätzte gleichwohl Pindars Talent und wünschte, dass Pindar gewisse Fehler ablegen möchte. Es war die Sitte der damaligen lyrischen Dichter, dass sie die gegebene Situation, für welche sie ihr Gedicht anfertigten, mit Vorgängen aus der Mythen-Welt und Heldensage verglichen und in Parallele stellten. Pindar, welcher späterhin für diesen Zweck die Mythen auf's Feinste zu benutzen verstand und in diesen Erzählungen, wie in weichem Wachs, seine ethischen Gedanken auszudrücken wusste, hatte eben als Anfänger noch nicht den richtigen Zweck der Mythen-Einlagen erkannt; er glaubte dieselben als Decoration benutzen zu können und that hierin des Guten zu viel. Wir besitzen noch das Bruchstück eines Hymnus von ihm, in welchem er Theben besingen will und fast die ganze Thebanische Mythologie in wenigen Zeilen berührt. Gegen diese fehlerhafte Art soll Korinna die geistvolle Bemerkung gerichtet haben: „man müsse mit der Hand säen, aber nicht mit dem ganzen Sacke." Wohl niemals hat eine kluge Lehre fruchtbringender gewirkt als diese. Dem jungen Adler wuchsen schnell die Schwingen; wir besitzen ein Gedicht Pindars aus seinem 19. Lebensjahr, aus 502, in welchem im einfachsten, schlichtesten Gewande der Composition sich doch der hohe Adel der Seele und die künftige Majestät des Meisters, die Reife der Gedanken zeigt. Dieses Gedicht ist das zehnte Pythische Gedicht zu Ehren eines Knaben Hippokles, der bei den Pythischen Spielen zu Delphi im Kampfspiel des Dauerlaufs gesiegt hatte.

Um die Eigenthümlichkeit der Pindarischen Poesie richtig zu würdigen, ist es nöthig, einen Blick auf die Entwicklung der Lyrischen Poesie bei den Griechen zu werfen. Die früheste, zu kunstmässiger Entwicklung gelangte Gattung der Poesie ist das Epos, welches die Ionier ausgebildet haben. Das Epos stellt die Vorgänge der Aussenwelt dar und gerade der Ionische Stamm hat einen offenen klaren Blick und Sinn für die Aussenwelt; die Ionier sind die ältesten Seefahrer, sie suchen die weite Ferne auf. Aus dieser Lust an Abenteuern und Kämpfen ist das Epos entsprungen. Auch die Lyrik ist ihren ersten Keimen nach uralt. Sie stellt die Innenwelt des Menschen dar, und zwar ist der historische Ursprung und Ausgangspunkt, aus welchem sich diese Gattung entwickelt, das Naturgefühl. Das Naturgefühl aber wird nach einer zwiefachen Richtung angeregt: nach der der Trauer und nach der der Freude. Es entstand zunächst also eine Gattung von Klageliedern. Kein Gefühl ist für den Südländer wehmuthvoller, als dasjenige, welches er empfindet, wenn im Hochsommer unter

den Strahlen der Gluthsonne die liebliche Pflanzenwelt, welche doch die Sonne selbst anfänglich gepflegt und genährt hatte, plötzlich jähen Todes dahinstirbt. Diese Erscheinung hat zunächst zahlreiche Mythen hervorgerufen, die, in Namen und Personen nur wenig verschieden, alle die gleiche Tendenz haben, und weiterhin eine eigenthümliche Gattung der Poesie. Das Mythische Bild, unter welchem die früh in der Blüthe geknickte Vegetation dargestellt wird, ist die Gestalt eines holden, geliebten Knaben oder Jünglings, der durch eine grausame Gewalt dahingerafft wird. Die verschiedenen Landschaften von Griechenland hatten fast jede einzeln ihre in diesem Sinne ausgebildete Sage. Am bekanntesten sind die Gestalten des Adonis, den ein Eber verwundet, des Hyakinthos, den Apollon durch einen unglücklichen Wurf der Diskosscheibe tödtet, Aktäons, des Jägers, den seine eignen Hunde für einen Hirsch halten und zerreissen, ein Bild, welches auf den Hundsstern zu deuten ist, des Daphnis, der durch Gram über unerwiederte Liebe hinschmachtet, des Hylas, welchen an einem Bach Wasser schöpfend, die Wassernymphen aus Liebe hinabziehen; ebenso die Kinder der Niobe, welche Apoll und Artemis mit ihren Pfeilen durchbohren; endlich ist poetisch am Ausgiebigsten verwerthet worden die Sage vom schönen Linos, dem Sohn der Königstochter Psamathe, welche ihr harter Vater Krotopos zwingt, das liebliche Kindchen auszusetzen. Sie gehorcht dem grausamen Gebot und die Hunde von den Heerden des Vaters zerreissen das Knäblein. Die mit diesen Bildern sich verknüpfende tiefe Wehmuth veranlasste Klagelieder und Klage-Ausrufe, in denen der Name des Linos, Hylas, Daphnis genannt wurde und der ganze Vorgang sich in Worte kleidete, der Schmerz sich in Ausrufungen Luft machte.

Diese Lieder von Linos und die analogen einfachsten Dichtungen sind der eine Zweig der ältesten Lyrik. Der andere Zweig ist freudigerer Natur; er entspringt aus dem Gefühl des Frühlings-Jubels und der Sehnsucht nach dem Frühling. Die frühste poetische Form dieser Empfindungen sind die Paeane zu Ehren des Apollon, welche namentlich auf der Insel Delos und in Delphi zu Hause sind. Es ist ein alter Glaube der Griechischen Volksstämme, dass Apollon während des Winters jenseits des Boreas bei dem frommen Volke der Hyperboreer verweile; man hielt den Nordrand der Erde, aus dem eine Kunde von hellen Nächten und Nordlichtern nach Hellas gedrungen sein mochte, für die Heimath des Lichts, dort wohnte ein glückseliges und frommes Volk, bei welchem Kummer und Noth unbekannt sind. Bei ihnen weilt im Winter Apoll, und er wird, wenn der Frühling naht, von seinen Hellenischen Verehrern durch Päane eingeladen, auf seinem Schwanenwagen zu erscheinen. Sein Eintreffen hiess in Delphi Theophanie und das Fest seiner Ankunft die Theophanien. Eine Gruppe von Paeanen hatte für die Delier der alte Sänger Olen gedichtet, aus Lykien, welche noch in Herodot's Zeiten dort gesungen wurden; in ihnen war der Hyperboreer so oft Erwähnung gethan, dass Einige den Olen selbst für einen Hyperboreer hielten. So ist das Naturgefühl mit seinen am meisten ergreifenden Motiven der Trauer und Freude die Wiege der Lyrik geworden. Ein charakteristisches Moment bei dieser Poesie ist, dass sie nicht wie die Epische Poesie von einem Einzelnen gesungen, sondern von Chören vorgetragen wird. Der Dichter spricht in diesen Gesängen nicht seine persönlichen Empfindungen aus, sondern die einer Gesammtheit. Nach und nach lösten sich nun diese Gesänge mehr und mehr von der ursprünglichen Veranlassung des Naturgefühls und wurden Lieder zum Preise der Götter bei den regelmässigen Festen in der Form von Hymnen, oder bei ausserordentlichen Veranlassungen. Das musikalische Instrument, welches den Gesang begleitete, war die viersaitige Phorminx oder Kithar.

Eine ausgiebige Entwicklung erfuhr die Lyrik und Musik weiterhin durch Terpander von Antissa auf der Insel Lesbos, welcher auf Betrieb eines Zweiges der Aegiden nach Sparta berufen wurde. Terpander bildete zuerst die siebensaitige Kithar aus, indem er zwei Tetrachorde aneinander fügte, so dass das Saiteninstrument nun eine vollständige Octave darstellte. Plutarch erzählt uns, dass die Ephoren ihn Anfangs wegen dieser Neuerung in Strafe genommen, dass sie aber weiterhin, nachdem sie sich überzeugt hatten, dass durch diese grössere Mannichfaltigkeit die Musik nichts an Kraft einbüsse, das Heptachord sanctionirt hätten. Terpander erweiterte den Gesichtskreis der Lyrischen Poesie, indem er nicht nur Götterfeste, sondern auch die Einrichtungen des menschlichen Lebens in die Sphäre dieser Poesie hineinzog. Er belebte den patriotischen Sinn der Spartaner durch den Preis ihrer Staatseinrichtungen. Auf seine Anregung wurden poetisch-musikalische Wettkämpfe an dem Feste der Karneen, einem Apollinischen Fest, in Sparta eingeführt im Jahr 676; ebenso betheiligte sich Terpander an den Wettkämpfen zu Delphi und errang bei denselben den Sieg. Seine Dichtungen hatten eine bereits sehr kunstreiche Form. Es wird uns speciell von einer Gattung seiner Gedichte, den sogenannten Nomen, berichtet, dass Terpander diese Compositionen in sehr symmetrischer Weise gegliedert habe; sie bestanden aus 7 Theilen, deren mittelster den Namen ὀμφαλός d. h. Mittelstein führte, so benannt von dem heiligen Steine, welcher in der Mitte des Delphischen Tempels lag und der der Mittelpunkt der Erde sein sollte. Um diesen mittelsten Theil gruppirten sich symmetrisch nach dem Anfang wie nach dem Ende zu je drei andere Theile, von denen die correspondirenden sich in Inhalt und Rhythmus entsprachen. Diese Compositionsform der Terpandrischen Nomen findet sich noch bei Pindar wieder. Im Zusammenhang mit diesen Bestrebungen ward die Pflege der Musik im Verein mit dem pantomimischen Tanz und dem Gesang von Chorliedern mehr und mehr ein Bestandtheil der öffentlichen Erziehung. Es besass jede Stadt in Hellas ihre Tanzplätze, χοροί genannt, denn das Wort χορός bedeutet den Tanzplatz; meistens lagen diese Tanzplätze ganz in der Nähe der Göttertempel, denn mit den Götterfesten sollte sich ja die Aufführung von Liedern und Tänzen verbinden. Es ist ein ehrendes Beiwort der alten Städte εὐρύχορος d. h. mit breiten Tanzplätzen versehen. Jungfrauen und Jünglinge widmeten sich mit andächtiger Hingabe der Darstellung dieser Gesangs- und Tanzleistungen. Eine rührende Geschichte erzählt Pausanias. Die Einwohner von Messana an der Meerenge von Messina hätten jährlich einen Chor von 35 Knaben mit einem Lehrer und einem Flötenbläser nach Rhegion zu Schiffe gesendet, um dort an einem Götterfeste mitzuwirken. Einst bei stürmischer See, als man gleichwohl die heilige Sitte nicht habe unterbrechen wollen, sei das Schiff mit sämmtlichen Insassen untergegangen. Die Messanenser hätten um ihrer tiefen Betrübniss Ausdruck zu geben eine grosse Gruppe mit den Figuren aller Betheiligten anfertigen lassen und nach Olympia gestiftet.

Im Lauf der Entwicklung der Chorischen Poesie hatte auch eine folgenreiche und fruchtbringende Neuerung Platz gegriffen, nämlich die Sitte, dass man wie die Götterfeste, eben so auch die Feste des menschlichen Lebens und bedeutungsvolle Ereignisse durch Aufführungen von Chorliedern mit geeignetem Inhalt verschönte. Es wurde so die Weihe der Poesie in das Privatleben übertragen und den Dichtern ein überaus reicher Stoff geboten. Die Anlässe zu solchen Aufführungen waren mannichfaltig; man führte Hochzeitsgesänge auf, Epithalamien; Todtenklagen bei Bestattungen oder an Jahrestagen des Todes Verstorbener, die sogenannten Threnoi. Eine sehr übliche Gattung sind die Siegeslieder, Epinikien, zu Ehren

der Sieger in den grossen National-Spielen, welche theils schon am Ort der Kampfspiele, theils bei der Heimkehr durch eine solche Festaufführung begrüsst wurden. Auch andre specielle Veranlassungen wurden benutzt; so besitzen wir von Pindar ein Lied zu Ehren des Aristagoras von Tenedos, als derselbe das Amt eines Prytanen d. h. eines obersten Verwaltungsbeamten der Stadt antrat. Ein anderes Pindarisches Gedicht ist ein Bittgesang an den Gott Helios aus Anlass einer kurz vorher stattgehabten Sonnenfinsterniss; es wird in rührenden Ausdrücken dem Gott die Bitte vorgetragen, eine durch das Phänomen angedeutete Gefahr abwenden zu wollen; man hat die Sonnenfinsterniss neuerdings berechnet, sie fand am 30. April 463 v. Chr. statt. Diejenige Gattung jener Dichtungen, welche für uns das hervorragendste Interesse hat, ist die der Epinikien, denn Pindars uns erhaltene Dichtungen sind fast sämmtlich eben solche Gedichte. Unter die für die Hellenen am meisten charakteristischen Züge gehört der bei ihnen ausgebildete Sinn für Kampfspiele, welche sammt und sonders Theile des religiösen Cultus sind. Der Grieche will sich selbst, sein geistiges und körperliches Ich, dem Gott gleichsam als Weihgeschenk darbringen. Er denkt sich, dass es Etwas für die Gottheit besonders wohlgefälliges sei, die erprobte, im Kampf gestählte Kraft des Mannes anzuschauen; da aber ein blutiger Kampf der Hellenen gegen Hellenen niemals etwas Gott-Erfreuliches sein konnte, so muss dieser Kampf ein ernstes Spiel sein, ein Kampfspiel. Es gab eine sehr grosse Zahl von Kampfspielen in Hellas, die mit den so zahlreichen Götter- und Heroencultен verknüpft waren. Bei fast all diesen Kampfspielen wurden Werthpreise vertheilt, zumeist Dreifüsse und edle Hausgeräthe, in Sikyon Silbersachen, in Pellene weiche schöngewobene Gewänder, in Athen, namentlich an den Panathenäen, Krüge mit heiligem Oel gefüllt, von den der Pallas Athene gehörigen Oelbäumen; diese kunstvoll bemalten Vasen kamen durch den Handel nach Italien und sind dort in Gräbern in grosser Zahl gefunden worden; Pindar Nem. 10, 36 erwähnt diese schönen Vasen. Indessen gab es vier grosse National-Spiele die eine Ausnahme machten, bei diesen bestand die Belohnung des Siegers nur in einem einfachen Kranz: in Olympia vom Oelbaum, in Delphi vom Lorbeer, in Nemea von Eppich, auf dem Isthmus von Fichtenreis. Diese vier Spiele sind desshalb die bei weitem angesehensten und haben eine weit über die nächste Local-Umgebung hinausgehende Bedeutung. Die Olympien stehen auch unter diesen vieren noch voran; sie wurden in jedem 5. Jahr am ersten Vollmond nach dem längsten Tage fünf Tage hindurch gefeiert; die Zeit, in welcher diese Spiele gehalten wurden und wo der Zuzug und Heimzug stattfand, waren Tage des Gottesfriedens. In diesen Zeiten belebten sich die grossen Processionsstrassen, die nach Olympia führten, mit unzähligen Reisenden.

Es ist bekannt, dass die Ehre eines Sieges in diesen Spielen den Griechen für das höchste Erdenglück galt. Welche Andacht die Kämpfer im Ringen nach diesem Ziel beseelte, stellt uns aufs Schönste die berühmte Statue des betenden Knaben dar, der die Götter um den Sieg in einem dieser Kampfspiele fleht, und aus dessen ganzer Geberde die seelenvollste Hingebung spricht. Eine charakteristische Erzählung mag den unendlich hohen Werth dieser Siege schildern. Es regierte in der Zeit der Perserkriege in Macedonien der König Alexandros mit Beinamen „der Philhellene“, der Griechisches Wesen und Sitte aufs Lebhafteste verehrte. Da die Könige von Macedonien aus einem Hause echt Griechischer Abkunft stammten, so war ihnen die Theilnahme an den Olympischen Spielen gestattet. König Alexandros trat als Läufer im Stadion mit einer Schaar von Mitkämpfern in die Schranken und hatte, wie Herodot erzählt 5, 22, den Erfolg, dass er gleichzeitig mit einem anderen

Wettläufer an das Ziel gelangte. Da kein ganz entschiedener Sieg vorlag, so konnte kein eigentliches Siegeslied gesungen werden, sondern nur ein Enkomion, ein Loblied. Pindar selbst dichtete ein solches, dessen Anfang uns erhalten ist. Späterhin als Alexander der Grosse Theben zerstörte, befahl er, allein Pindars Haus unversehrt zu lassen, weil dieser den Urahnen seines Königshauses gepriesen habe. Wenn also dem Sieg in den National-Spielen eine so hohe Bedeutung beigelegt wurde, so war die Aufgabe des Dichters, der den Auftrag zu einem Siegesliede erhielt, einerseits leicht, andrerseits schwer. Es lag ihm ein Stoff vor, der ausgiebig für grosses Lob war, doch musste er sich hüten in allzuoft wiederholte Phrasen zu verfallen. Die Dichter hatten aber einen sehr vortrefflichen Rückhalt in dem reichen Schatz der Heroensagen. Ein ausführliches directes Lob des Siegers würde nach Hellenischen Begriffen eine Herausforderung an die Nemesis gewesen sein. Aus diesem Grunde wurden mit Vorliebe für die gegebene Situation Parallelen und entsprechende Gegenbilder aus der älteren Sage mit ihren idealen Gestalten gewählt. Das den Heroen wegen jener übermenschlichen Siege gespendete Lob liess einen Abglanz auch auf den zu verherrlichenden Sieger fallen. So z. B. wissen wir aus Pindar selbst, dass es bei den Einwohnern von Aegina unverbrüchliche Sitte war, in jedem zu Ehren eines Bürgers ihrer Insel gedichteten Siegeslied die Aeakiden, die Stammesheroen der Insel, hauptsächlich zu besingen, offenbar um jeden Gedanken an Selbstüberhebung zu vermeiden. Pindar ist auch in den elf Aeginetischen Liedern, die wir von ihm besitzen, der Vorschrift treulich nachgekommen.

Neben den Epinikien wurden indessen auch die übrigen Gattungen der Chorischen Lyrik in steigender Entwicklung cultivirt. Schon vor Pindar hat es eine Reihe glänzender Namen auf diesem Gebiet gegeben; die älteren Meister sind Alkman und Stesichoros; der nächste Vorgänger Pindars ist Simonides von Keos, ein hochbegabter Dichter, dessen Dichtungen eine gewisse glatte weltmännische Klugheit athmen, welche ihm die menschlichen Verhältnisse als das Werk einer wohl überlegten Berechnung erscheinen lässt. Er weiss seine geistvollen Gedanken stets in elegante Formen zu kleiden, doch fehlt ihm der Adlerflug Pindarischer Poesie, der feste Glaube an die Hoheit der Ideale und der grossartige ethische Hintergrund. Er hielt sich viel an den Höfen der Herrscher von Sicilien und Thessalien auf. Mit besonderer Meisterschaft wusste er auch die zarteren Empfindungen des Gemüths darzustellen, namentlich in seinen Klageliedern auf Verstorbene, den Threnoi. Wir besitzen eine sehr schöne Probe dieser Seite seiner Kunst. Es ist uns ein Fragment aufbewahrt, welches einer mythischen Erzählung von den Schicksalen des Perseus entnommen ist, die berühmte Klage der Danae. Danae ist mit ihrem neugeborenen Söhnchen Perseus von ihrem grausamen Vater Akrisios in einem schwankenden Kahne in's Meer ausgesetzt und den Wellen preisgegeben. Danae streckt flehend ihre Hände zu Zeus empor; sie will nicht um ihretwillen klagen, denn sie hat die Untreue des Zeus erfahren; sie ruft das Erbarmen des Zeus um ihres Söhnchens willen an, das im tobenden Sturm so harmlos und schuldlos schlummert. So ergreifend diese Klage ist, so enthält sie doch eine schwere Anklage gegen Zeus, welche uns den Dichter als Skeptiker zeigt. Er gehörte zu denjenigen Geistern, die es vermeiden, im menschlichen Leben das Walten einer höheren Macht bereitwillig anzuerkennen. So bedeutend demnach auch vom Standpunkt der formalen Kunst die Dichtungen des Simonides waren, so bilden sie doch nicht das Höchste in dieser Gattung.

Pindar trat mit vollem sittlichem Ernst in die Aufgabe ein, zu welcher ihn sein ganzes Wesen bestimmte, ein Lehrer von Hellas durch den Mund der Musen zu werden. Seine für

uns am vollständigsten erhaltenen Gedichte bewegen sich in der Gattung des Siegeslieds, des Epinikion; wir besitzen 44 Nummern aus dieser Gattung von ihm, unter denen ein Gedicht sich findet, das 4. Pythische, welches gleichsam ein lyrisches Epos darstellt, indem es die Argonauten-Sage erzählt. Pindar hat sich schon vom ersten Auftreten ab seine Aufgabe sehr hoch gestellt. Er fasst das Ereigniss des Sieges nach seiner ethischen Seite auf. Der Sieg, diese ausserordentliche Götterhuld, ist ihm ein Anlass, die Lebensziele des Siegers, seine persönlichen Verhältnisse, ja seinen Charakter einer Betrachtung zu unterziehen. Pindar behandelt in jedem seiner Gedichte ein ethisches Problem, welches sich ihm aus der durch den Sieg herbeigeführten Situation, durch die Lebensbeziehungen des Siegers zu seinen Verwandten und Mitbürgern ergiebt. Er ist ein berufener Seher und Herzenskundiger, dem das Recht zu diesen Beleuchtungen und Ermahnungen eben seine Stellung als Dichter giebt; er deutet seinen Freunden das Leben und nimmt ihnen die Binde von den Augen, damit sie frei und ungetrübt das wahre Glück und die wahren Lebensgüter erkennen. Pindar giebt diese Andeutungen in ebenso zutreffender, als zarter Form. Seine Lehren über die Aufgaben des Lebens sind in die Sprache der Mythen gehüllt. Es stand ja damals einem Dichter eine Welt der Sage voll reinster Poesie zur Verfügung. Diese Sagen-Erzählungen weiss Pindar wie weichen bildsamen Thon mit seiner klugen Hand stets in der Weise zu bilden und zu formen, dass die beabsichtigte sittliche Lehre für den aufmerksamen Hörer in überzeugendster Weise hervorspringt. Aus diesem Grunde enthalten diese so eminent didaktischen Gedichte verhältnissmässig nur sehr wenige kurz gefasste, aber allerdings äusserst prägnante Sentenzen; der Mythos ist es, der alles sagt, in der anmuthigsten, zum Theil grossartigsten Form. Pindar ist in der originellen Behandlung der Mythen dem Platon zu vergleichen, der dieselbe Fertigkeit besitzt.

Das früheste uns erhaltene Gedicht Pindar's, das zehnte Pythische, zeigt schon alle Eigenschaften des grossen Meisters gleichsam in der Knospe. Das Gedicht ist aus dem Jahr 502 auf einen Knaben als Sieger in den Pythischen Spielen gerichtet, auf Hippokles von Pelinnaion in Thessalien, einen Schützling des mächtigen Fürstenhauses der Aleuaden, der im Dauerlauf gesiegt hatte. Die Anlage des Gedichts ist sehr einfach. Es drückt sich in der Idee des Gedichts eine tiefe Bescheidenheit des Sinnes aus; das sittliche Problem, was Pindar hier in einfachster Form behandelt, ist: der Mensch soll die Schranke, die ihm durch seine Natur gezogen ist, lieb haben; er soll sich an dem Glück höher gearteter Wesen neidlos freuen können, und doch seine eigne bescheidnere Stellung mit voller Freudigkeit ausfüllen. Anfang und Schluss des Gedichts sprechen von des Hippokles persönlichen Verhältnissen, die Mittelpartie, der ὀμφαλός, enthält den Mythos: eine Erzählung von Perseus. Perseus nämlich gelangt auf einer seiner wunderbaren Helden-Fahrten, auf einem, den sterblichen Menschen nie erreichbaren Pfade zu den Hyperboreern, und geniesst bei diesem Besuch das Glück, einen Blick in das seelige Dasein dieses gottgeliebten Volkes zu thun, bei welchem Apoll so gern verweilt. Es wird hier in den reizendsten Farben, ähnlich wie das goldene Zeitalter beschrieben zu werden pflegt, das Leben der Hyperboreer gemalt, bei denen Krankheit und Zwietracht, bei denen die strafende, aus dem bösen Gewissen stammende Nemesis unbekannt sind. Von diesem idealen Bilde lenkt dann der Dichter den Blick des Freundes wieder auf die Wirklichkeit und sagt ihm: Ist es auch nicht das Glück des Perseus, so freue dich doch dessen, was du hast; liebe deine Schranke. Das Ideal soll durchs Leben klingen, soll aber nicht dadurch, dass es ein nagender Wurm der Unzufriedenheit würde, uns unglücklich

machen. Der gewonnene Sieg ist ja auch schon ein seliges Glück. Diese Ideen sind es, die durch das Jugendgedicht Pindars wehen; auch zu uns wehen und grüssen sie als gute Geister herüber über die Kluft der Jahrhunderte.

Pindars ganze Ideenwelt wurzelt in der Apollinischen Religion, wie sie sich in dem, seiner Geburtsstadt benachbarten Delphi im Zusammenhang mit dem Orakel entwickelt hatte. Die Apollinische Religion ist eine klar und plastisch ausgestaltete Entwicklungs-Stufe der Religion der Hellenen. Uranfänglich ist die Religion der Griechen, wie die aller Völker des Alterthums eine Natur-Religion: die Götter sind Personificationen der Natur-Kräfte und Elementar-Massen, sind Natur-Potenzen; die Vorgänge der Natur stellen sich dem Menschen-Auge als Handlungen anthropomorphisch gedachter Götterwesen dar. Die Natur rings um den Menschen ist ein grosses unabsehbar gedehntes Epos mit tausend Episoden. Dieser naturalistische Religions-Standpunkt ist auch die Ursache davon, dass das Epos die älteste Entwicklungsform der Poesie ist. Aus dieser Kinderzeit des Religiösen Bewusstseins stammt die Menge der so anmuthigen, zum Theil erschütternden Mythen-Erzählungen. Wir lesen im 14. Buch der Ilias die berühmte Beschreibung der Vermählung des Zeus mit der Hera, jener heiligen Hochzeit, welche offenbar die Vermählung des Himmels mit der Erde im Frühling ist. Wir vernehmen mit innigem Ergötzen die Erzählung im Homerischen Hymnus von Hermes, wie der schlaue und diebische, neugeborene kleine Gott Hermes dem Apollon im Dunkel des Zwielichts die herrliche Rinderheerde listig stiehlt, indem er die Rinder bei den Schwänzen, um die Spur unkenntlich zu machen, rücklings ziehend in eine Höhle verbirgt, bis Apoll sie wiederfindet; diess Abenteuer, was bedeutet es anders, als das Schwinden der Tage im Winter und das Wiederkehren des zunehmenden Lichts? Erschütternd ist der Mythus von Pentheus, wie ihn Euripides in den Bacchantinnen erzählt. Der trotzige stürmische Thebanerfürst Pentheus, der den lieblichen Frühlings-Gott Dionysos in Fesseln schlagen lässt und die ihm huldigenden Bacchantinnen strafen will, wird von der eignen Mutter Agaue, die eine von den rasenden Bacchantinnen ist, im Wahnsinn, weil sie ihn für einen jungen Löwen hält, im Verein mit den übrigen Weibern in Stücke zerrissen. Diess ist das Bild des Winters, der für seinen lange geübten Trotz und Uebermuth der Mutter Erde und dem Frühlingsgott schreckliche Busse zahlen muss. Die Vernichtung des Tyrannen Winter wird stets in den alten Mythen als eine mit Hohn und Grausamkeit vollzogene Strafe dargestellt.

Von diesem Standpunkt des naturalistischen Religions-Bewusstseins hat sich nun das Griechenvolk bald zu höheren Auffassungen erhoben. Es war eine der grössten Thaten des Hellenischen Geistes, dass er die Natur-Religion zu einer ethischen umschuf, und aus Natur-Potenzen Ethische Potenzen machte. Die Apollinische Religion ist der völlige Bruch mit der Naturreligion. Wie ein Morgenroth ging den Griechen mehr und mehr der Gedanke auf, dass in Natur und Menschen-Leben eine höchste weltordnende Weisheit walte, die alles zu einer ewigen Harmonie, einem κόσμος verbinde. Dieser ethische Standpunkt drückt sich zunächst darin aus, dass die Welt der Götter nicht mehr ein chaotisches Durcheinander-Wirken darstellt, sondern auf den primitivsten sittlichen Gedanken zurückgeführt wird, auf den Gedanken des Staats. Die Götter bilden einen Götterstaat mit Zeus an der Spitze, und einem Jeden sind nun Grenzen gezogen, innerhalb deren er seine Macht ausübt. Diese Ordnung ist nicht schon von Ewigkeit her, sondern nach der Auffassung, wie sie uns beinahe urkundlich in Hesiod's Theogonie vorliegt, ist ein Ergebniss eines schweren und langen Kampfes der Olympischen Götter gegen die Titanen. Die Titanen stellen in dieser Theologie den regellosen

Urzustand dar, wo Kronos gewaltthätig waltete. Es ist ein furchtbarer Kampf, welchen die Götter und Titanen kämpfen, er währt 10 volle Jahre, d. h. 10 cyklische Perioden von je 8 Jahren. Die Götter kämpfen vom Olympos herab, die Titanen vom Othrys. Endlich siegt die Kraft der Olympier, die Titanen werden in den Tartarus gestürzt, der so tief unter der Erde liegt, dass ein hinabgeworfener eiserner Ambos 9 volle Tage hinab fliegt. Es wird ein Siegesfest der Götter gefeiert, bei welchem Zeus, der Vater der Götter und Menschen, selbst am Siegestanze mit Theil nimmt, wie der Dichter Eumelos erzählte. Es folgt dann nachdem Zeus zum Weltherrscher ausgerufen ist, die Vertheilung der Götter-Aemter; der Wille des Zeus herrscht fortan als höchstes Gesetz und dieser Wille ist das sittlich Gute; es herrscht nicht mehr die Willkühr und Leidenschaft, nicht mehr die Naturgewalt eines blinden Schicksals, sondern eine ihrer Ziele sich bewusste Gerechtigkeit und Weisheit, welche beglücken will.

Auch dem Menschengeschlecht ist seine ihm eigenthümliche Stellung in dieser Harmonie des Ganzen, in diesem κόσμος, angewiesen; allerdings ist ihm diese seine Stellung nicht ohne schweren Kampf zu Theil geworden. Denn als Zeus in der neugeordneten Welt sich umschaute, fand er alles schön und gut; nur ein dunkler Fleck war darinnen: der Mensch mit seinen tausend Gebrechen und Schwächen. Zeus, der alles in dieser schönen Welt vollkommen gestalten will, fasst den Gedanken, das Menschengeschlecht zu vertilgen. Da erbarmt sich Prometheus der Menschen, er stiehlt dem Zeus das Feuer in der hohlen Narthex-Staude und rettet dadurch die Menschen. Durch das beharrliche Leiden des Prometheus wird Zeus dahin gebracht, dass er einsieht: von allem Göttlichen ist das Göttlichste die Gnade und das Erbarmen mit dem Schwachen und Elenden. So gewinnt er die Menschheit lieb und nun erst ist seine Göttlichkeit eine vollkommene. Jetzt offenbart er den Menschen seinen Willen durch die Orakel des Apollon. Der Mensch soll seine Schranke erkennen und lieben, soll nicht nach zu Hohem streben; die schönste Aufgabe des Menschen ist die, in den gegebenen Verhältnissen seine Ideale zu finden, diese mit vollem Herzen zu pflegen und auszugestalten. Es kommen aber oft in diesen Verhältnissen Lebens-Räthsel und Dunkelheiten vor; alsdann muss der Mensch zu den Orakeln seine Zuflucht nehmen. Nicht dem müssigen vorwitzigen Frager geben dieselben Antwort, sie offenbaren auch nicht die Zukunft, sondern sprechen aus, was der Wille des Zeus ist. Und auch diesen Willens-Ausspruch soll der Mensch nicht ganz mühelos in Empfang nehmen, sondern durch eignes Nachdenken recht verstehen lernen. Wie schön weiss die Dunkelheit der Orakel oft den Menschen auf das Selbstfinden hinzuleiten. So erzählt Herodot, wie die Auswandrer aus der Insel Thera vom Orakel angewiesen werden, dort eine neue Heimath zu suchen, wo der Himmel wie ein Sieb durchbrochen sei. Nach langem Suchen an der Küste Africa's finden sie eine Gegend, welche durch reichliche Regen-Niederschläge unendlich fruchtbar und gesegnet ist, das später so blühende Kyrene.

Das grösste aber, was die Apollinische Religion dem Menschen giebt, ist die stets sich gleich bleibende Heiterkeit und Ruhe des Gemüths. Apollon ist ein Besänftiger der Leidenschaften. Ueber den Pforten seines Tempels standen zwei Wahrsprüche μηδὲν ἄγαν = Nichts im Uebermaass, und γνῶθι σαυτὸν = Erkenne dich selbst. Diesen Mahnungen muss die verzehrende Gluth irdischer Leidenschaft weichen und an ihre Stelle tritt vielmehr jenes nicht lodernde, sondern stille sanfte Feuer jener verklärten Begeisterung, wie sie so herrlich sich in dem Kunst-Ideal des Apollo Musagetes von Skopas ausspricht, jener Begeisterung, die das ganze Leben zum Ideal zu erheben weiss und im Vergänglichen stets das Unvergängliche anschaut. Auf diesem Boden der Apollinischen Religion ist Pindars Poesie erblüht, aus ihr wie die

Pflanze aus ihrem Mutterboden, saugt sie mit tausend Fasern ihre Kraft. Von diesen Anschauungen durchdrungen deutet Pindar seinen Freunden das Leben. In den Ereignissen, die Pindar besingt, sucht er vor allem den idealen Kern nachzuweisen, sei dieser nun ein unmittelbares Glück, oder eine Anforderung, die die höhere Ordnung an den Betheiligten stellt. Und diesen Lehren weiss er durch die prachtvolle Behandlung der Mythen-Erzählungen Fleisch und Blut zu geben. Ein sehr schönes gedankenreiches Gedicht Pindars möge uns in seine Dichterwerkstatt einführen; das siebente Olympische Gedicht.

Im Jahre 464 wurde an Pindar die Bitte gerichtet, er möge für den Rhodier Diagoras, des Demagetos Sohn, aus der Stadt Ialysos auf Rhodos, der damals bei den Olympien im Faustkampf gesiegt hatte, ein Siegeslied, welches in Jalysos aufgeführt werden würde, dichten. Diagoras gehörte dem damals in Rhodos mit königlicher Macht regierenden Geschlechte der Eratiden an. Die Familie der Eratiden, schon seit Jahrhunderten in herrschender Stellung, zeichnete sich durch eine gleichsam erblich gewordene, auch bei den Hellenen in dieser Beständigkeit seltene, übergewaltige Körperkraft aus. Durch eine Reihe von Generationen hindurch haben die Eratiden ununterbrochen Kampfspiel-Sieger aufzuweisen gehabt. Diagoras hatte 3 Söhne, welche alle drei in den Olympien siegten, zwei derselben errangen bei derselben Festfeier des Jahres 436, der eine im Faustkampfe, der andere im sogenannten Pankration d. h. dem combinirten Faust- und Ringkampf, den Sieg. Es ist eine ebenso bekannte, als schöne bei den alten Schriftstellern oft wiederholte Erzählung, dass, als Diagoras mit seinen beiden sieggekrönten Söhnen durch das Stadion ging und die Söhne ihre Kränze ihm auf sein Haupt drückten unter dem Jubel von Tausenden von Zuschauern, ein Spartaner ihm zurief: „Stirb Diagoras, in den Himmel kannst du doch nicht emporsteigen“. Der Ausspruch erfüllte sich auch nach wenigen Augenblicken; Diagoras starb den Freudentod. Später besuchte Pherenike, die Tochter des Diagoras, mit ihrem Sohne Eucles das Olympische Fest und ihr zum ersten Mal als einer Frau wurde von der Behörde die Auszeichnung gewährt, die Olympischen Spiele mit ansehen zu dürfen. Der dritte Sohn des Diagoras, Dorieus, ist der berühmteste aus diesem Heldengeschlechte. Er siegte in 3 Olympiaden hinter einander 432, 428, 424 im Faustkampf. Ihn ereilte leider das Geschick, dass er durch die in Rhodos immer mächtiger gewordene Demokraten-Partei, welche sich an Athen anschloss, aus seiner Herrschaft und seiner Heimath vertrieben ward und nach Thurii in Unteritalien auswandern musste. Das Gedicht Pindars, welches wir hier näher betrachten wollen, ist dem Vater der drei Söhne, Diagoras, gewidmet, der den Freudentod starb, dem Sieger des Jahres 464. Offenbar bestand schon damals eine Athenisch gesinnte Partei in Rhodos, welche durch athenische Emissäre aufgewiegelt die Herrschaft der Eratiden zu lockern sich bestrebte. Die Familie der Eratiden war im Besitz einer uralten vollauf legitimen Herrschaft. Sie führte ihren Stammbaum auf einen Sohn des Herakles Tleptolemos zurück, der, wie im fünften Buch der Ilias erzählt wird, den Heldentod vor Troja starb. Dies Königliche Geschlecht hatte in Rhodos seit langer Zeit mit Weisheit und Milde regiert und war aufs Innigste mit den Traditionen der Insel verknüpft. Man darf gewiss annehmen, dass ein gegründeter Vorwurf gegen ihre Herrschaft nicht vorlag. Nichts desto weniger müssen bei der durch die Athener angefachten Gereiztheit der Parteien Irrthümer und Uebereilungen vorgekommen sein, welche indessen damals noch zu keinem unheilbaren Bruch geführt hatten, sondern bei gutem Willen von beiden Seiten vergessen und ausgeglichen werden konnten. Auf diese Keime einer sich im Stillen anbahnenden Gährung bezieht sich der Grundgedanke des Pindarischen Gedichts;

Pindar sucht die Leidenschaften zu beruhigen und die eingetretenen Verirrungen in einem milden Licht vorzuführen. Dass es dem Dichter in der That durch sein Gedicht gelungen ist, den bürgerlichen Frieden auf längere Zeit sicher zu stellen, beweist der Umstand, dass die Vertreibung der Eratiden durch athenischen Einfluss erst volle 30 Jahre später eintrat, ein für die ungeheure Schnell-Lebigkeit hellenischer Verhältnisse über Erwarten günstiges Resultat. Pindars Ode wurde, nachdem sie aufgeführt war, mit goldenen Buchstaben auf Marmor geschrieben, im Tempel der Athena Lindia aufgestellt.

Der Grundgedanke, welcher gleichsam die Seele des Gedichts ausmacht, und der aus allen Theilen harmonisch wiederklingt und ihr geistiges Band bildet, ist, um es kurz zu sagen: Die heilige Pflicht und die Wohlthat des Wiedergutmachens. Pindar sagt: Verirrungen und Verfehlungen sind in allen Verhältnissen völlig unvermeidlich, sogar, und diess ist eine echt antike Anschauung, die Götter sind Verirrungen unterworfen, es kann eben nichts Grosses ohne Verirrungen zu Stande kommen. Indessen, so fährt der Dichter fort, das Leben darf dadurch nicht zu einer Kette von Bitterkeiten werden; es sind so viele wunderbar kräftige Heilmittel und Bürgschaften des ewig Guten und Heiligen in das Leben hinein gewoben, dass all' jene Verirrungen, wenn man mit redlichem Willen jene Heilmittel anwendet, in ebenso viele Segnungen verwendet werden können. Die Wahrheit dieser Lehre sucht Pindar durch eine Reihe prachtvoll componirter Bilder aus der ältesten Geschichte von Rhodos zu bekräftigen, denn Rhodos selbst ist gleichsam das unverkennbarste Exempel dieser Wahrheit. Das Erste der drei Bilder ist von überwältigender Kühnheit und dramatischer Lebendigkeit: es spielt, wie ein Aeschyleisches Drama, im Kreise der Götter. Zeus hat nach dem Sieg über die Titanen und Giganten den Himmel und die Erde unter die Götter vermittelst des Looses im Beisein der Loosgöttin, Lachesis, vertheilt und jeder Gott hat sein Theilchen der Erde erhalten, wo ihm das Häuflein seiner Verehrer einen heiligen Tempel gründen- und Opfer spenden kann. Da, nachdem der Theilungs-Act beendet ist, stellt sich der mit der Lenkung des Sonnenwagens noch beschäftigt gewesene Gott Helios ein; er hat bei der Theilung gefehlt und kein Theilchen der Erde erhalten, wo ein Tempel für ihn stehen könnte. Zeus will durch Lachesis noch einmal die Loosung vornehmen lassen, Helios aber schlägt diess aus. Er hat mit scharfblickendem Auge erkannt, dass ein herrliches, bis jetzt unter dem Meeresspiegel verborgenes Eiland, die spätere Insel Rhodos, bald auftauchen wird; diese Insel wünscht er zu besitzen und bittet sich hierüber den Eidschwur des Zeus aus. Zeus ist gern bereit, und nun folgt die feierliche Schwur-Scene offenbar um die Heiligkeit des Eides und der Verträge als eine jener Bürgschaften des ewig Guten und Heiligen, durch welche Verfehltes wieder gut gemacht werden kann, darzustellen. Lachesis mit goldnem Diadem hebt die beiden Arme hoch empor und spricht dem Zeus die Eidesformel bei der Styx, den Göttereid, vor und Zeus, mit Lachesis vereint, nicken mit ihrem Haupt ein bedeutsames „Ja". Es ist durch diese Erzählung dem Vergessen und Versäumen eine wirksame Entschuldigung bereitet. Die Götter in ihrer ewigen Seeligkeit können auch vergessen, aber diess Vergessen wird durch die Heiligkeit des Eides in einen Segen verwandelt. Helios feiert bald nachher seine Vermählung mit der dem Meer entstiegenen Nymphe der neugeborenen Insel Rhodos, welche ihm im Lauf der Jahre 7 herrliche Söhne schenkt.

Es folgt nun in dem Pindarischen Gedicht eine zweite Scene des Versäumens und Vergessens, welches in Gutes umschlägt, weil auch hier wieder ein Keim des ewig Guten einwirkt. Die alten Rhodier, die Nachkommen des Helios und der Nymphe Rhodos, die

Heliaden, hegen den Wunsch, der so eben aus dem Haupt des Zeus entsprungenen Athene, die mit ihrem Glanz und freudigen Waffenrufe Himmel und Erde erfüllt hat, den ersten Tempel auf Erden zu errichten und allen andern Menschen darin zuvor zu kommen. Sie sind Zeus für die Wendung ihres Geschicks so dankbar! Mit dieser Absicht wandern denn also, wie der Dichter andeutet, die Heliaden in frohem Zuge mit schön geschmückten Opferthieren hinauf nach der Akropolis von Lindos, um dort in einem feierlich abgegrenzten Bezirk der neugeborenen Göttin das erste Opfer auf Erden zu bringen. Die Altäre sind errichtet, die Opferthiere von den Opferknechten mit gewohnter Kunst getödtet, die Opferstücke sollen verbrannt werden, da, o Schrecken, stellt sich heraus: die Opfernden haben kein Feuer mitgenommen, keinen Funken, aus dem eine Gott wohlgefällige Flamme hätte entzündet werden können. Sie haben in echt menschlicher Weise aus übergrosser Sorge um das weniger Wichtige das Wichtigste vergessen, wie früher auch die Götter in ihrer ewigen Seligkeit vergessen konnten. So müssen denn die Opferer ein feuerloses Opfer vollziehen und nach diesem ersten Vorbild müssen fortan alle ferneren der Lindischen Athene auf Rhodos gebrachten Opfer feuerlos bleiben. Allein auch diese Vergesslichkeit schlägt in Segen um. Athene lässt die Rhodier wissen, dass sie ihre heilige Einfalt für das schönste Opfer ansehe, und beschenkt die Rhodier mit der Gabe des Kunsthandwerks, welches bekanntlich auf Rhodos zu hoher Vollendung gelangte.

Ein drittes Bild zeigt uns eine dritte Art des Vergessens, die offenbar die schuldvollste ist: es ist das sich selbst vergessen aus Leidenschaft, eine Uebertretung, die schwerere Sühne verlangt. Der Held dieser Erzählung ist der aus der Ilias wohlbekannte Sohn des Herakles, Tleptolemos, der seine Jugend in Argos unter den Augen seiner allzunachsichtigen Grossmutter Alkmene verlebte. Einst kam Alkmenen's Stiefbruder, der Grossoheim des Tleptolemos, zum Besuch nach Argos, Likymnios von Midea. Der etwas übermüthige, von der Grossmutter nicht allzustreng erzogene Jüngling gerieth gelegentlich mit dem Grossoheim in Wortwechsel und als dieser ihn hart anliess, übermannte die Gewitterwolke des Zorns umnebelnd die Sinne des Jünglings, er vergass sich völlig selbst, und erschlug mit dem Stab aus hartem Oelbaumholz den greisen Alten. Tiefe Reue überkam den Jüngling sogleich nach der That. Er eilte von Gewissensangst getrieben zu der Stätte, die die Zuflucht geängstigter Menschenkinder ist, zum Delphischen Orakel. Der Delphische Gott legt ihm Busse auf: er solle das Vaterland Argos, wo er eine zu süsse Jugend verlebt, verlassen und nach Rhodos mit den Seinigen ziehen, dort eine neue Heimath sich zu gründen. Pindar erzählt, wie Tleptolemos der Weisung des Gottes gehorchte und seit der Schreckensthat ein völlig andrer geworden und durch ein edles Leben sein Jugendvergehen gesühnt habe, so dass er die Ehren eines Heros bei den Rhodiern erhielt. So war jenes verhängnissvolle Sich-Vergessen auch bei ihm durch das Heilmittel des Orakels zum Segen für ihn und andere geworden, und es hatte sich in der Geschichte von Rhodos die Wahrheit von dem Trost und der Wohlthat des Wiedergutmachens zum dritten Mal bewährt.

Diese drei grossartigen Bilder bilden die Mittelpartie des Pindarischen Gedichts, den sogenannten ὀμφαλός. Eingang und Schluss des Liedes sind den persönlichen Verhältnissen des Siegers gewidmet. In diesen Partien blickt überall der sich mehrfach zum Gebet steigernde Gedanke hindurch, dass dem Sieger, der einen so herrlichen Ruhmeskranz der Heimath Rhodos errungen habe, doch die wohlwollende Gesinnung der Mitbürger erhalten bleiben möge. Pindar bewegt sich nur in leisen Andeutungen der vorgefallenen Thatsachen;

er betheuert, dass in diesem übergewaltigen Manne (ἄνδρα πελώριον), kein Schatten eines Frevelsinnes wohne; diese Kraft sei eine Göttergabe; der Sieg in Olympia, dem noch viele andere Siege in öffentlichen Kampfspielen sich beigesellen, sei ein Unterpfand der Götterhuld, das Alles wiedergutmachen könne. In dieser Weise redet Pindar zum Frieden, indem er die Lebensstellung des Siegers ihrem tiefsten Wesen nach charakterisirt.

So hat Pindar einen reichen Ideenschatz in köstlicher Form durch seine Lieder über Hellas ausgestreut. Jedes seiner Gedichte behandelt in dieser Weise ein ethisches Problem; er giebt in ihnen seinen Freunden wahrhaft goldne unvergängliche Schätze. Das erste Olympische Gedicht auf König Hieron von Syrakus, der im Jahre 476 mit einem Rennpferd gesiegt hatte, behandelt den Gedanken, dass das wahre Glück nicht dasjenige ist, welches uns mühelos in den Schooss fällt, sondern dasjenige, welches wir in heissem Kampf mit Einsatz aller Kraft erringen. Diess wird durch den im ὀμφαλός erzählten Mythos von Pelops erläutert, welcher, unähnlich seinem Vater Tantalos, der das mühelose Glück nicht zu ertragen vermochte, um den Besitz der schönen Hippodamia den schweren Kampf mit Oenomaos wagte, und der dieses schönste Lebensglück errang; dieser erste Wettlauf um den Preis des Lebens auf den Gefilden von Olympia ist der Ursprung für die Einsetzung der Olympischen Spiele geworden. Ein andres Gedicht, das 10. Olympische, handelt von dem auf dem zweiten Versuch ruhenden Segen; das 8. Olympische von den Göttern, welche die Mitarbeiter der Menschen sind. Indessen so sehr Pindar überall bemüht ist, dem menschlichen Leben die unentbehrlichen Grundlagen des wahren Glücks zu sichern durch Aufrichtung solcher idealer Grundpfeiler herrlicher Lebensregeln, so wenig ist Pindar bei dem Diesseits des Lebens stehen geblieben; er hat seine Blicke auch über die Spanne des Lebens ahnungsvoll hinaus gerichtet, er ist nicht erdetrunken. In einem Gedicht auf den Rhodier Kasmylos erzählte er einen wunderschönen Mythos, den uns Plutarch im Trostschreiben an Apollonios im Auszug mittheilt. Die Sage kennt zwei alte Heroen der Baukunst, Trophonios und Agamedes, welche den alten mythischen Königen der Vorzeit ihre Schatzhäuser erbaut haben sollen, so dem König Hyrieus von Böotien und König Augias in Ephyra. Den Künstlern wird auch vom delphischen Gotte der Auftrag zu Theil, dort an heiliger Stätte einen Tempel zu errichten. Sie vollführen den Auftrag nach dem Herzen des Gottes und fragen dann beim Orakel, welchen Lohn sie wohl in Anspruch nehmen dürften. Der Gott antwortete ihnen, sie sollten nur inzwischen froh und vergnügt sein, am 7. Tage werde ihnen dasjenige zum Lohn werden, welches das Beste für Menschen sei. Und so geschah es. Am 7. Tage schliefen die Jünglinge, den Lohn im Tempel erwartend, sanft ein und erwachten nicht wieder. In denjenigen Liedern besonders, welche dem Andenken theurer Verstorbener gewidmet waren, in den Threnoi, ist Pindar mehrfach auf die Schilderung der Gefilde der Seeligen eingegangen; wir sehen daraus, dass seine Phantasie sich gern mit diesen Vorstellungen befasste und dass auch ihm das Leben dort im Reiche Persephones als eine nothwendige Ergänzung des Ringens und Kämpfens in den Stürmen dieses Lebens erschien.

Wenn sich uns sonach die Poesie Pindars als der Ausdruck einer sehr erhabenen Weltanschauung, geflossen aus den grossartigen Anregungen der Delphischen Theologie, erscheint, so müssen wir dennoch uns erinnern, dass diese Apollinische Religion ja nur eine Entwicklungsform der Hellenischen Religion ist, neben der eine andre, ihr vielfach diametral entgegengesetzte, aber nicht minder erhabene und aus dem Urquell des Gemüths geschöpfte Religions-Auffassung sich gebildet hat, die Religion der Mysterien der Demeter und Dio-

nysos. So wie Delphi ein Centrum des religiösen Denkens in jenen apollinischen Anschauungen ist, so ist Eleusis ein zweites Centrum ebenfalls hoch charakteristischer religiöser Bestrebungen. Die Apollinische Religion kennt nirgends Mysterien, in ihr ist alles klar und durchsichtig: ein grosser κόσμος umfasst Götter und Menschen; ebenso wie das höchste Wesen ist das geringste, ist jeder einzelne Mensch ein Ring in dieser Kette; es ist ihm sein Arbeitsfeld abgegrenzt, auf welchem er auch im kleinsten gegebenen Stoff seine Ideale verwirklichen kann. Diese Auffassung, so sehr sie unsre Hochachtung verdient, ist gleichwohl von den Hellenen nicht als die allein für das Leben zutreffende erkannt worden. Und gerade darin, dass der Genius des Hellenischen Volkes sich nicht auf jene Apollinische Erscheinungsform des religiösen Bewusstseins beschränkt hat, zeigt sich die reiche Vielseitigkeit jenes Volksgeistes. Jene ruhige sanfte Verklärung und Begeisterung des Gemüths, wie sie die Apollinische Religion lehrt, ist nicht in allen Lebenslagen stichhaltig. Es giebt Zeiten der Trübsal im Leben, des inneren Gebrochenseins, der tiefen Trauer, wo das Gemüth nach andrem Trost ausschaut, als nach jenem erhabenen Schauspiel der ewigen Vollkommenheit und Schönheit der Welt, in welcher alsdann der Mensch wie ein Tropfen im Meer aufgegangen erscheint. Diese Lücke in der Apollinischen Religion haben die Griechen aufs lebhafteste empfunden. Die hoch thronenden, in ihrer ewigen Ruhe und Seeligkeit beglückten Olympischen Götter erschienen oft dem innerlich gebrochenen Menschenherzen unnahbar. Die Olympischen Götter werden durch menschliches Leid und Elend, welches in das Bild der ewigen Schönheit der Welt nicht passen will, beleidigt; der Anblick von Leichen verunreinigt sie. Gerade Apollon ist in dieser Hinsicht von verhängnissvoller Unduldsamkeit. Auf dem Apollinischen Eilande Delos durfte keine Grabstätte errichtet werden; es war sogar Sitte, dass man sterbenskranke Personen schnell auf die Nachbar-Insel Rheneia hinübergeleitete, damit Apoll in seiner strahlenden Reinheit nicht durch den Anblick eines den Todeskampf kämpfenden Menschenkindes befleckt würde.

Im Gefühl dieser Unzugänglichkeit der höchsten Götter wandte sich das Gemüth der Hellenen einer anderen Göttergruppe zu, die dem Menschen-Herzen viel näher standen, weil diese Gottheiten an sich selbst den tiefsten Schmerz, ebenso wie die höchste Lust, wie der Mensch sie empfindet, erfahren hatten. Diese Götter sind Demeter und ihre Tochter Kora und Dionysos. Der eigenthümliche Charakter derselben stammt noch aus der ältesten Epoche, der Naturreligion. Kora und Dionysos sind Götter des vegetativen Lebens, der Pflanzenwelt. Sie erfahren an sich das Geschick des Todes und der Wiedergeburt, die Palingenesie, wie die liebliche Pflanzenwelt, welche in ihnen personifizirt ist. Kora, die Tochter Demeters, steigt jedes Jahr im Herbst nieder in die dunkle Tiefe zum dunklen Hades, ein unsäglicher Schmerz für Mutter und Tochter, und im Frühling kehrt sie wieder mit Jubel zurück. Dionysos, der Gott alles Pflanzenlebens, dessen edelste Darstellung der Wein ist, wird im Winter, wenn die Tage am kürzesten sind, von den Titanen zerrissen, aber, wenn der Frühling kommt, wird er von Semele immer wieder aufs Neue geboren. Diese Gottheiten waren dem Menschenherzen verwandt, in ihren Geschicken klang der Schmerz und die Lust der Menschenbrust wieder; es war eine Wonne, mit ihnen zu trauern, mit ihnen zu jubeln. Diese Gottheiten sind die Gottheiten der Mysterien-Religionen des Alterthums. Die Blüthe des religiösen Lebens in diesen Culten ist die Verzückung und Schwärmerei, mit welcher die Eingeweihten an Trauer und Jubel der Gottheiten selbst theilnehmen. In dieser Schwärmerei ist die Gottheit gleichsam in den Menschen ausgegossen, der Schwerpunkt all seines Denkens und Thuns liegt in dieser Aneignung der Gott-

heit. Die Festtage der Mysterien sind die Lichtpunkte auf dem oft dunklen Lebenspfade und strahlen ihren Glanz auch auf das Alltagsleben aus. Jene rückhaltlose schwärmerische Hingabe, wie sie in solchen Festzeiten die griechischen Gemüther ergriff, stellt uns aufs schönste das durch die Kunst geadelte Bild der Mänade oder Bacchantin dar, wie sie z. B. Skopos so schön gebildet hatte, die, ihrer selbst vergessen, nichts andres sein will, als ein Werkzeug des Gottes. Sie stürmt dahin, von ihm getrieben, in begeisterter Raserei, um nichts zu empfinden, als den Schmerz und die Lust, ihm zu folgen. Es knüpften an diese Mysterien sich auch die seligsten Hoffnungen für ein Leben nach dem Tode. Die tiefe innerliche Vereinigung des Menschen mit der Gottheit gab die Bürgschaft der Fortdauer auch nach dem Tode und einer Aufnahme in den Kreis der Seligen.

In diesen Culten ist also das Element der Leidenschaft vollauf entwickelt, sie ist in den Dienst der Religion getreten, sie wird die Brücke für den Menschen zur Vereinigung mit den Gottheiten. Im Apollinischen Cult wird die Leidenschaft gedämpft, an die Stelle des Pathos tritt, wie die Griechen sagen, das Ethos, jene ruhige sich selbst gleichbleibende Klarheit des Gemüths. Auf dem Pathos beruht die Kunstform der Tragödie, auf dem Ethos die Kunstform der Chorlyrik. Es fragt sich nun, in welcher Weise wohl Pindar zu jenen Mysterien-Religionen sich innerlich gestellt und in ein Verhältniss gesetzt hat. Jedenfalls, bei seiner hohen Achtung vor allem Göttlichen, hat er auch diese Erscheinungsformen des religiösen Lebens mit Ehrfurcht betrachtet. Indessen waren sie seinem innersten Wesen nicht ganz conform, eben weil sie die Gluth der Leidenschaft in das geistige Leben des Menschen hineinzogen, welche seine Gesänge zu verbannen suchen. Wir haben über Pindars innere Stellung zu diesen Culten eine interessante Erzählung bei einem alten Biographen des Dichters. Dieser berichtet, dass als Pindar sein 80. Lebensjahr erreicht hatte, ihm einst im Traume Demeter erschienen sei, und sich darüber beklagt habe, dass, während er doch alle übrigen Gottheiten in seinen zahlreichen Hymnen besungen habe, er doch niemals auf sie selbst oder ihre Tochter ein Lied gedichtet habe. Er möge, bevor es zu spät sei, diess nachholen. Nachdem er aus dem Schlaf sich erhoben, habe Pindar einen Hymnos auf Persephone gedichtet, dessen Anfang wir auch noch besitzen. Hiermit schien Pindar nunmehr mit allen Göttern versöhnt. Er reiste kurz nachher zu Freunden nach Argos, wo während einer Theater-Vorstellung ihn die Hand des Todes so sanft berührte, dass er rückwärts sich neigend im Schooss eines geliebten jugendlichen Freundes Theoxenos entschlief.

So endete der edle Sänger Apollons. Aber die Werke des Edlen leben nach seinem Tode fort und aus ihnen sendet noch heut uns der Dichter seine Grüsse und wir empfinden, wenn wir seinen Worten nachdenken, dass das Schöne und Edle und Grosse aller Zeiten von einem tief-innigen Verwandtschaftsbande zusammengehalten wird. Pindar ist eine echt ethische wesentlich aufbauende Natur. Wir bewundern an ihm den unerschütterlichen Glauben an die höchsten sittlichen Ideale der Menschheit; dieser Glaube hat ihm die Fähigkeit gegeben, einerseits in dem flüchtigen Wechsel des Lebens stets das Bleibende, Ewige zu erfassen, und andrerseits in dem oft so zwiespältig und feindlich gestalteten Treiben der Menschen stets das Element der Versöhnung zu finden. Wer diese Ideale in seiner Brust getragen hat, der hat gelebt für alle Zeiten.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.